



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 2.

Sonntag, den 3. Januar 1915.

Erscheint jeden Sonntag.

Versprengte.

Bilder aus Oesterreich von Maria Stora.

I.
Neulich fuhr ich nach Teschen. Mir gegenüber saß eine blonde Frau von etwa 45 Jahren, ihr Gesicht war rund und rosig und hatte einen erschrockenen Ausdruck. Sie trug eine englische Keilmütze, den leicht angerauten Halstutzen schloß eine feine Kamee. Die Frau legte ein paar Gepäckstücke unter den Sitz.

„Man ist hier sehr beengt“, sagte ich. Sie antwortete in gebrochenem Deutsch. Nun sprach ich polnisch, und ihre blauen Augen leuchteten auf. „Sie sprechen polnisch?“ „D — ich bin Polin — ich bin geflohen aus Galizien. Ich Frau — was ist Galizien — eine Trümmerstätte. Auf fünfzig Jahre oder länger sind wir ruiniert. So viele Schlösser und Dörfer sind verbrannt — wie haben die Russen gehandelt! Das Schloß des Lubomirski ist ganz vernichtet — ebenso das prächtige Schloß des Potocki — die Schlösser der Wiszniowski, Kowarowski — alle sind Asche geworden. In einem Schlosse waren zwei herrliche Gemälde von Artur Grottzger, die haben die Russen aus den Rahmen geschnitten und weggeschickt. Die Fresken Grottzgers, die einen Saal gefüllt haben, sind vernichtet. In die Zimmer haben Kosaken ihre Pferde geführt, in Isfordern, uralten Sobelins die Stiefel abgemischt.“

Ich bin in meinem Schlosse ganz sicher gewesen, ich hatte österreichisches Militär noch zu Tische geladen, alle haben gesagt, es sei keine Gefahr. Um zwei Uhr nachts bin ich geweckt worden von denselben Offizieren, die mich aus Dankbarkeit vernünftig haben: „Höhen!“ — Auf drei Tage hat es geheissen — in drei Tagen haben wir die Russen weggeschickt. In größter Eile habe ich vier Pferde einspannen lassen, von meinen Sachen ist gar nichts genommen, nur Schmutz, keine Pelze, keine Kleider — es war ja nur für drei Tage — so sind wir um vier Uhr früh weggefahren. — Aber es gab kein Zurück mehr! Die Russen haben alles zerstört — mein Haus verbrannt, meine 180 Kühe geraubt, alles vernichtet. Ich bin tagelang durch Galizien geirrt, mußte dann Pferde und Wagen verkaufen, bin in einem Viehwagen vier Tage gefahren — und in welcher Gesellschaft! Nichts hatte ich zu essen als ein Stück Brot und Tee, den ich mir von Hause mitgenommen. So kam ich nach Mährisch-Odrau. Hier hab' ich durch die Zeitung von meiner Tochter erfahren, die auch mit ihrem Manne geflohen ist und mich sucht. Ich fuhr eben zu ihr. Eigentlich wird auch ihr Heim zerstört sein, das ist so schon eingerichtigt hatte zu ihrer Hochzeit vor zwei Jahren. Ich bin Maria Stora, also eigentlich Kuffin — aber meine Todesfurcht vor den Russen ist so ungeheuerlich, daß ich zu zittern beginne, wenn ich von ihnen höre... Wie oft — o wie oft dachte ich mir in diesen Schredensstunden: Wie wohl ist es, jetzt einzuschlafen und nicht mehr zu erwachen... Mein Nachbar, Graf T., floh mit seiner Familie, er hatte — es war vor der Ernte — nur 600 Kronen bei sich; als die verkehrt waren, mußte er sich als Tagelöhner verdienen und Holz schlagen, nur um seine Familie zu ernähren...“

Ihre Augen waren mit Tränen gefüllt, doch ihre Lippen schlossen sich herb. Mit ruhiger Festigkeit sagte sie: „Jetzt handelt es sich nicht mehr darum, was wir waren — jetzt handelt es sich darum: was wir werden.“

Eine andere junge Polin mit zerzaufem, goldglänzendem Haar und dunklen Augen erzählte mir, während sie die schmale Gestalt in den engen schweren Pelz noch schmaler streckte:

„Zwei Jahre lang waren wir auf Reisen, mein Mann und ich — den letzten Winter in Kairo — in Syrien — so schön war es! Da kam die Nachricht vom Kriege. — In Konstantinopel habe ich meine Kleider gelassen — wozu sie mitnehmen, wenn Krieg im Lande war? Mein Mann ist als Freiwilliger zu den polnischen Legionären eingetreten — ich wollte noch einmal unter Haus und Hof und bin nach Galizien gefahren. Aber schon beim entlegensten Weierhof hatte mich unser Hausverwalter mit vier Pferden erwartet — wir haben Kanonendonner gehört, und er hat mich beschworen, sofort umzukehren. — Unser Heim ist verbrannt, alle Meierhöfe zerstört und geplündert, die Felder durch Schanzen ruiniert. — Der Besitz ist auf Jahre vernichtet. — Aber an allem liegt mir nichts — alles möchte ich gern hingeben — wenn nur er mir gesund zurückkehrt! Ich habe meinen ganzen Schmutz wenigstens in Sicherheit — ich habe ihn einer Bank in Konstantinopel zum Aufbewahren gegeben — wir sind mit dem Bankdirektor bekannt. Er bringt ihn später herüber. Wenn uns nichts bleibt von den Gütern, so verkaufe ich den Schmutz... Ich fuhr jetzt zu meinem Manne nach Oberberg, er hat mir telegraphiert, ich möge kommen, er er armstärkt. So bin ich von Krakau weggefahren. Wenn er nicht telegraphiert hätte, wäre ich dort geblieben, der Kommandant erlaubte es mir. Krakau ist großartig besetzt — man kann sich nirgends sicherer fühlen als dort.“

— Ach, wenn ich nur meinen Mann noch antreffe! Seit drei Tagen bin ich unterwegs auf einer Fahrt, die man sonst in drei Stunden zurücklegt!“

II.

Überall Versprengte: versprengte Flüchtlinge, versprengte Soldaten. Das ganze Land ein Kriegslager. Alles marschbereit, alles kampfbegierig.

Vor jeder Stationstrafik ein erhöhtes Leben, die Soldaten lausen Zigaretten und Tabak.
„Die Russen sollen schon in Erzbünie sein?“ flüsterte die Verkäuferin in Karwin einem Tiroler Feldjäger zu. Ihm ist es ganz gleichgültig, wo sie sind, er weiß nicht einmal,

Erschöpft, dem einen drohen die Augen herauszufallen, entschuldig sieht er aus mit dem angeblöht aufgerissenen Blick. Der andere ist nur hundsmdide und lecht sich zurück, er kommt aus Ofen-Pest. Am stärksten bleibt der Tiroler. Er behält den vollgepackten Tornister auf dem Rücken. Es würde ihm etwas fehlen, wenn er ihn nicht trägt. Die Kait gibt Kraft.

An der Schmalsteite sieht ein Soldat in grauer Uniform mit Hornknöpfen und schlager russischer Mütze. Seine Züge zeigen verwegene Entschlossenheit.

„Entschuldigen, der Herr ist Legionär?“ fragte der Tiroler.

„So ist's“, sagt der Pole und stellt sich vor.

Namen fliegen durch die Luft.
„Ihr habt euch tapfer gehalten — ausgezeichnet gekämpft — wir haben viel von euch gehört!“ sagt der Tiroler wohlwollend. „Du hast ja einen russischen Säbel!“ — „Auch einen russischen Revolver“, erwidert der Legionär, „wir tragen, was wir nehmen...“ Einmal haben wir eine gute Sache gemacht und den Russen eine Batterie vorgetrieben. Wir haben eine alte Kanone gefunden und aus ihr vier Schuß abgegeben, und haben sie dann 500 Schritt weitergeführt und wieder viermal geschossen, und dann wieder weiter und vier Schuß. Die Russen glaubten, eine große Hebermacht vor sich zu haben und sind geflohen.“

„Es geht nichts über die Artillerie!“ jubelte der Tiroler. Er beschaute die jugendfrischen Lippen. Seine Augen lachten vor Freude.

Der Legionär erzählte weiter: „Einer von uns hat auch ein hübsches Stüdel aufgeführt. Wir haben oft russische Uniformen an und viele von uns sprechen russisch. Waren unserer 21 in einer Scheune über Nacht, frisch sind wir fort — er hat verschlafen. Gegen Abend wacht er auf, sieht drei Pferde neben sich und drei schlafende Kosaken. Setzt sich auf ein Pferd und führt die anderen leise fort. Untermweg trifft er auf russische Infanterie. — „Wer da?“ Er antwortet russisch. „Wozu?“ Gibt er an, daß Pferde er führt zum Wasser, man läßt ihn passieren, und er bringt uns die Pferde mit vorzüglichem Sätteln ins Lager. Einer von uns war zwischen Russen geraten, wie er sieht, daß er sich nicht retten kann, hat er Revolver herausgerissen, mit fünf Kugeln fünf Russen erschossen und mit der sechsten sich selbst. Denn wir wollen keinen Pardon — und wir geben keinen Pardon. — So ist er gefallen wie ein Held. — Wir haben bei unseren Legionären auch einen, der hat Mutter und Schwester bei sich, die haben Suar abgehirtet, sind gekleidet wie wir und kämpfen wie wir. — Wir gehen immer fiegend in die Schlacht. — Mein Bruder war auch Legionär — fünfzehn Jahre alt — haben ihn Russen gefangen und aufgehängt — na, das ist so Kinderpiel. — Ich bin Freiwilliger — mich wollten sie nicht zum Militär nehmen — weil bin ich herzkant.“

„Stört dich das nicht?“

„D nein — manchmal fall ich in Ohnmacht, bleib ich bisseil liegen und steh ich auf und kämpf weiter.“

„Das ist nett!“ rief der Tiroler. „Was bist du im gewöhnlichen Leben?“

„Mediziner!“ — der Legionär zog ein Ausweis als Univeritätsstudent hervor, „dreißendwanzig Jahre alt.“

Er zeigte sein Bild. Wie hatte der Krieg ihn verändert. Bager und mager war er geworden, und der Mund hatte eine Härte gewonnen, eine Starre, wie der Haß sie gibt.

„Habt ihr immer zu rauchen gehabt?“ „Uns haben Zigaretten manchmal kredlich gefehlt. Da haben wir Papier kleingeschnitten und es gerollt und geraucht.“

Ein Bahnbedienter, der gehörte, zog ein halbes Päckchen Tabak aus der Tasche und bot es dem Tiroler. Er wies es lächelnd zurück, die Größe dieser Gabe nicht fassend.

Lichter flammten ringsumher auf. Mir näherten uns Odrau.

Ein Kimo warf seinen blendenden Schein über die Straße. „Was — ein Kimo?“ fragte der Ofen-Pester erweichend.

Er hatte keine Ahnung von der wirtschaftlichen Größe Mährisch-Odraus.

„Mannschaft heraus!“ rief der Tiroler in den zweiten Abteil. Drei frische, starke Männer traten vor, als der Wagen hielt.

„Wo werden wir denn schlafen?“ fragte der Führer. „Ich denke, wir nehmen ein Zimmer im nächsten Hotel und bleiben alle zusammen — im Krieg gibt's keinen Unterschied. Da sind wir alle gleich, ein Mann wie der andere.“

Stramm schritten die vier aus. Die beiden Matrosen folgten. Der Legionär, der sämtliche Landesparten Galiziens in der Hand trug, verabschiedete sich in mährischer Salzung. Wir, die den jungen Helden zuhören durften, hatten von dem prachtvollen Geist unserer Armee einen Hauch verspürt, von neuem Geist, der fiegend zum Siege eilt.



Gebet am Meer.

Von Fr. W. v. Destéren.

Wir stehn im tiefer Sand und Strand
Auf Nacht im fernem Feindesland
Und spähen aufs Meer da vorne;
Heiß brennt in unserm Blut die Glut
Trotz Wintersturm und kalter Frost
Von einem heiligen Jorne.
Und wenn das große, graue Meer
Noch tiefer und noch breiter wär,
Uns führt hinüber Gottes Hand
Nach Engeland, nach Engeland.

Dort brühen hoch der Feind und meint,
Die Flut, die sich dem Sturme eint,
Kann seinen Saß bewahren.
Doch Sturm und Flut und Lug und Trug
Und seine Schiffe, Bug um Bug,
Will Gott zuschanden machen.
Und wenn das große, graue Meer
Noch tiefer und noch breiter wär,
Uns führt hinüber Gottes Hand
Nach Engeland, nach Engeland.

Schwarz-weiß-rot, neidghast, am Maß —
Kommt unsre Flotte wohl und saßt
Viel hunderttausend Streiter.
Helm ab dann zum Gebet! Es geht
Ans Ziel, das uns im Herzen steht,
Aufs Meer und drüben weiter.
Und wenn das große, graue Meer
Noch tiefer und noch breiter wär,
Uns führt hinüber Gottes Hand
Nach Engeland, nach Engeland.

Herr, laß am großen Tag zum Schlag
Stahl unsre Fäuste sein und trug
Ins Feindesherd das Grauen!
Dann steigt empor voll Dank der Sang
Und schallt noch ein Jahrtausend lang
Durch alle deutschen Gauen:
Und wenn das große, graue Meer
Noch tiefer und noch breiter wär,
Uns führt hinüber Gottes Hand
Nach Engeland, nach Engeland.



wo Erzbünie ist. Er ist Offiziersdiener und erzählt von seinem Herrn. „Wir sind wie Brüder.“ Seine Augen bliken feinklärt. „Fällt du, so benachrichtige ich deine Verwandten“, sagt der Hauptmann, „fall' ich, so benachrichtigest du die meinen.“ Ungehalbs des Krieges ist der Mann Gastwirt. Riestige Fäuste hat er, so recht zum Hinauswerfen unfischamer Gäste gefaschalen. Im Einzelkampf wird er Wunder tun. — In der Elektrischen kommandiert ein Freiwilliger: „Mannschaft voraus!“ Er trägt ein silbernes Gwelmgeiß auf der blauen Mütze und rüdt eben mit drei Mann Freiwilligen nach der Front ab. Sie haben es in Tirol nicht ausgehalten. Bei Lublin, Krasnik und Zwangorod haben sie gefochten, waren leicht marod und können es nicht erwarten, wieder auf den Feind loszugehen. „Im Feld ist es zu nett“, sagt der Alpenjäger. Zwei Einjährige, die er da im Zug gefunden hat, sind noch halb

Wie Nietzsche freiwilliger Krankenpfleger wurde.

Als der deutsch-französische Krieg von 1870 ausbrach, wollte Nietzsche mit seiner Schwester in Maderaneral. Er hatte sich bei Annahme der Bataillon Professor expatriieren lassen müssen, und war jetzt sehr betrübt, daß er nicht als Soldat einberufen werden konnte. Er schrieb, gleichsam um sich zu trösten, eine Abhandlung über „Die bionnische Weltanschauung“.

Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, die treue Häterin und Pflegerin des Andenkens und der literarischen Hinterlassenschaft ihres großen Bruders, erzählt nun in einem Kapitel des demnächst im Verlage von Georg Müller-München erscheinenden Buches „Wagnere und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft“, das „Der neue Merkur“ von dem gleichen Verlage schon jetzt veröffentlicht, wie Nietzsche dazu kam, als Sanitätsfreiwilliger ins Feld zu gehen. Der Bruder las ihn an einem Nachmittag gerade die Abhandlung über die bionnische Weltanschauung vor, als ihm plötzlich einige Kameraden unterbrachen. „Was ist los?“ riefen die von allen Seiten herbeistürmenden Sommergäste. Der Pensionist, ein Arzt, der früher in Deutschland studiert hatte, gab Freundschaft als Sympathie für seine deutschen Gäste an, hißte eine Flanke und rief: „Große herrliche Siege der Deutschen! Gleichzeitig verlas er eine Depesche, die große Siege bei Weisungen und Worms meldete, aber auch gleichzeitig von „ungeheuren Verlusten“ sprach. „Mein Bruder!“ — so erzählte Elisabeth Förster-Nietzsche — „war ganz bleich geworden. Er wandelte darauf mit dem Vater Mosengel, der ein Hamburger war, längere Zeit auf und nieder, und kam dann feierlich zu mir. Mir ahnte, was kommen würde, ich hatte schon Tränen in den Augen. „Was müdest du jetzt tun, Niethse, wenn du ein Mann wärest?“ „Natürlich ginge ich mit in den Krieg, es fände auch gar nicht auf mich an, aber du, Fritz!“ — und ich schlochte fallungslos. Er setzte mich um auseinander, daß es jedenfalls seine Pflicht gebiete, den Versuch zu machen, als Soldat nun in den Krieg zu gehen; würde ihm das von Seiten der Schwägerin nicht gestattet, so wollte er mit Mosengel wenigstens als Krankenpfleger nach dem Kriegsdienst gehen. „So reise denn Friedrich Nietzsche mit seiner Schwester nach Basel zurück, woher er schon an die Erziehungsschule ein entsprechendes Gehalt gerichtet hatte, worin es heißt: „Daß ich aber auch das geringe Stipendium meiner persönlichen Leistungsfähigkeit in den Operationen des Vaterlandes werben möchte, das wird niemand so natürlich und billigerwert finden, als gerade eine schweizerische Erziehungsschule.“ Der erbetene Urlaub wurde ihm bewilligt, freier für Krankenpflegerdienste. Am 12. August trat er in Lindau mit dem befreundeten Maler Mosengel zusammen, um mit ihm nach dem Feldzuge zu gehen, um sich dort selbstständig anzustellen, und Nietzsche ging nach der Ausbildung als Führer einer Sanitätskolonne nach dem Kriegsdienstplan. Es wurden ihm dabei größere Summen anvertraut und eine Fülle persönlicher Aufträge gegeben, so daß er von Lagarett zu Lagarett, von Ambulanz zu Ambulanz, oft unter Kugelregen aber schätzbarer hinweg, seinen Weg machen mußte, den er nur dann unterbrach, wenn es galt, Verwundeten Hilfe zu leisten oder die letzten Grüße Sterbender in Empfang zu nehmen. Nietzsche hat beim Anblick der Verwundeten klammern geküßt. Und doch blieb ihm Geist, trotz der großen seelischen Erschütterung, auch anderen Einberufenen zugänglich, hat er doch gerade damals die Anregung zu seinem Hauptwerk, dem „Willen zur Macht“, empfangen. Er selbst hat es mit erzählt — so berichtet seine Schwester — „daß eines Tages, um ihm nach menschlichen Ermessens das Herz vor Mitleid fast gebrochen wäre, er verlassene Regimenter unseres wunderbaren deutschen Heeres vorüberziehen ließ; der Schloß, dem Lob entgegen, prächtvoll in Lebenskraft und Kampfesmut und vollmächtig der Ausdruck einer Rasse, die siegen, herrschen aber untergehen will. Damals hätte er zu erst auf tiefe empfunden, daß der höchste und höchste Willen zum Leben nicht in einem kümmerlichen Ringen aus Dasein zum Ausdruck kommt, sondern als Wille zum Kampf, als Wille zur Macht und Uebermacht.“ Doch vermochte Nietzsche die Anforderungen des Krankenpflegerdienstes nur kurze Zeit zu erfüllen. An Richard Wagner schreibt er: „In uns zur Welle übernahmen wir die Pflege von Verwundeten und kehrten dann mit diesen nach Deutschland zurück. Dieses dreitägige, und dreinachtige Zusammensein mit Schwerverwundeten war der Höhepunkt unserer Anstrengung. Ich hatte einen elenden Viehwagen, in dem sechs Schwerleidende lagen, allein während jener Zeit zu belagern, zu verbinden, zu versorgen usw. Alle mit zerbrochenen Knochen, mehrere mit vier Wunden; dazu Lomatierie ich bei zweien nach Mundphlegmitis. Daß ich es in diesen Peinlichkeiten aushielte, selbst zu schlafen und zu essen vermochte, erscheidt mir jetzt wie ein Zauberwerk. Raum aber hatte ich meinen Transport in ein Karlsruher Lazarett eingeliefert, stellten sich auch bei mir ernliche Zeichen von Unwohlsein ein. Mit Mühe kam ich nach Erlangen, um meinem Vereine über Verchiedenes Bericht zu erstatten. Dann legte ich mich zu Bett und liege bis jetzt. Ein tüchtiger Arzt erkannte als mein Leiden einmal eine sehr starke Ruhr und Johann Nervenphlegmitis. Wir aber sind mit der größten Energie gegen beide anstehenden Uebel vorgegangen, und es ist heute gute Hoffnung zu melden. Ueber die deutschen Siege möchte ich kein Wort sagen; das sind Feuerzeichen, an der Wand allen Völkern verständlich.

Bethas Unglück.

Humoreske von Max Dier.

(Nachdruck verboten.)

In erster Linie ist darauf hinzuweisen, daß Artur und Betha sich sehr lieb hatten, denn sonst würde man die unglückliche Geschichte gar nicht erzählen.

„Du kommst doch nach Hause und holst mich ab?“ fragte Betha.

Er küßte sie sanft, während er schon den Hut auf hatte, um auf das Bureau zu gehen. „Es kann nicht sein. Es ist ungeheuer viel Arbeit. Du kommst, wie wir ausgemacht haben, Punkt 8 Uhr vorbei und dann gehen wir zusammen zu Goldmanns. . . Uebrigens, ich mach' mir aus der Einladung bei Goldmanns nicht so viel. Es wäre viel netter gewesen, wenn wir heute auch zu Hause wären.“

Betha runzelte die Stirn sehr dröckig. „Es geht einmal nicht anders. Ich mußte doch zujagen, deinem Vorgesetzten gegenüber.“

„Weißt du schon, weißst du schon“, beruhigte er. „Also . . . Anna soll dich begleiten, wenn du nicht abhöst.“

„Aber dann muß sie allein wieder nach Hause.“

„Gott! . . . Die Anna darf keine an, sei ruhig. Mauch!“

Hernach ging Artur und arbeitete fleißig von 3 bis 4 1/2 Uhr.

Dann wurde er von einer leichten Unruhe ergriffen. Betha war ja erst auf 8 Uhr bestellt. Aber wenn sie kam, kam sie immer eine Viertelstunde zu früh. Warum kam sie also heute noch nicht?

Er legte den Akt, den er bearbeitet hatte, zur Seite und trat an das Fenster. Das Wetter war trübe. Der Regen hatte zwar nachgelassen, aber das schiefste Pfaster der Straße zeigte häßliche große Pfützen.

Nach 10 Minuten, nach 5 Minuten bis 8 Uhr. — Keine Betha! — Da! Das Telephonhörnchen klinkerte, und zugleich klang die schelle Klingel.

Artur griff heilig und mit einer schämigen Ahnung das Hörrohr. „Hier Messior Krieg. Aber dort?“

Eine gänzlich unbekannt klingende Stimme: „Ja.“

„Bitte, noch einmal!“

„Ja“, klang die ängstliche, weinerliche Stimme.

„Aber bitte, sagen Sie doch, wer Sie sind?“

„Ja bin's doch, Herr Messior!“

„Auf einmal kam Artur die Stimme bekannt vor und er erschrak, ohne recht zu wissen, warum. „Sind Sie's, Anna?“

„Ja, freilich.“

„Was ist los?“ fragte er hastig. — Die Stimme Annas klang so schwach, wie durch mehrere Türen. Auch hatte sie doch noch nie telephoniert, es war merkwürdig. „Wo sind Sie denn?“

„Hier, Herr Messior! . . . Es ist ein Unglück passiert. Die gnädige Frau wollte gerade über die Straße, da kam ein Auto, ganz hart um den Handstein des Trottoirs. . .“

„Ich muß unterbrechen, es ist Fernleitung verlangt“, klang plötzlich die helle Stimme des Telephonhörnchens dazu.

„Um Gottes willen!“ — Artur warf das Hörrohr auf den Tisch. Er war leidenschaftlich geworden. Einen Augenblick fühlte er die Umwandlung einer Schwäche, einer nahestehenden Ohnmacht. — Doch es ging vorüber. Er rief den Hut vom Ständer und stürzte dann, im Bureauhof, mit den von der Arbeit halb durchfeuchteten Kermeln.

Nirgendes eine Drohsche. Mit großen Sprüngen eilte er nach Hause. Die Vorübergehenden blieben stehen und sahen ihn nach.

Kein Mensch zu Hause! Die Wohnung geschlossen. Um Gottes willen! — Aber natürlich, es ist ja unterwegs passiert und Anna ist bei ihr! . . . Wenn ich nur wüßte, was passiert ist? Und von wo aus Anna telephoniert hat! — Was tun? Auf die Polizeiwaage! Dort wird er's schon erfahren!

„Wo rauf er auf die Polizeiwaage. Der Schweiß läuft ihm von der Stirn, obwohl ich friert, friert in dem Gedanken des Entsetzens!“

Ganz außer Atem kommt er an.

„Was wünschen Sie, Herr Messior?“ fragte der Polizeimann höflich.

„Was ist geschehen?“

„Aber auf der Polizeiwaage ist noch gar nichts bekannt geworden.“

In fliegender Hast erzählt er mehr selbst: „Wir waren zu Regierungsrat Goldmanns geladen. Meine Frau wollte mich abholen. Auf einmal telephoniert Anna, unser Mädchen: Es ist ein Unglück passiert. . . meine Frau wollte gerade über die Straße, da ist ein Auto gekommen, ganz hart um den Handstein des Trottoirs. . . und dann wurden wir unterbrochen.“

Auch der Polizeimann erschrak. Das helle Mittellicht sah ihn an den Augen. „Es ist freilich die junge, schöne Frau Krieg. Soeben noch voll Leben und Schönheit und jetzt vielleicht schon tot! Es ist ja schrecklich!“ Seine Stimme klang unklar. „Wie gelangt, bei uns ist noch nichts bekannt geworden, Herr Messior.“

„Gott im Himmel! Was soll ich tun?“

„Wenn ich raten dürfte, einmal schleunigst ins Krankenhaus zu fahren. Frau Messior mußte ja wohl vorbei. Vermutlich wurde von dort aus telephoniert.“

„Krankenhaus?“ Seine blauen Lippen zitterten. „Krankenhaus? . . . Könnte man nicht anfragen?“

„Es ist acht vorbei. Das Telephon ist geschlossen. Nehmen Sie ein Auto, Herr Messior, ich lasse es rufen.“

„Sie sind sehr liebenswürdig.“ Er sagte es mit tonloser Stimme. Er wußte gar nicht, was er sagte. Seine Gedanken schweiften umher, seine Phantasie nicht minder.

Wieder wollte ihn die Schwäche übermannen, doch er raffte sich auf. Er erinnerte sich sogar der Einladung. — Goldmann war Vorgesetzter, den konnte man doch nicht so vor den Kopf stoßen. Er mußte doch Nachricht geben, daß sie nicht auf ihn warteten.

Aber wie machen, wenn das Telephon geschlossen war? „Wenn ich Ihre Güte nicht mißbrauche. . . hätten Sie nicht die große Liebenswürdigkeit, Herrn Regierungsrat Goldmann zu benachrichtigen, daß wir nicht kommen?“

„Aber gerne! Ich schicke sofort einen Mann ab!“

„Weinen beruhigen Sie sich nun voraus.“

Dann kam das Auto und Artur fuhr in rasender Eile weg.

Es machte einiges Aufsehen an der Tafel, als der Gastgeber herausgehoben wurde. Als der Herr Regierungsrat zurückkehrte, war sein Gesicht sehr ernst. „Seht ihr's aufgeklärt, warum Krieg nicht kommen. Wie mir ein Schuhmann meldet, hat man den Messior loeben ins Krankenhaus geföhrt. Es ist ein Unglück passiert!“

„Um Gottes willen! . . . Wie ist das geschehen? . . . Aber er lebt noch? . . . Ist er schwer verletzt?“

Alle die Gäste waren weiß wie die Wand. Krieg war allen ein lieber Bekannter. Frau Goldmann fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Es ist furchtbar, wenn mitten in die frohe Stimmung einer intimen Gesellschaft solche Nachricht gebracht wird.

Herr Goldmann läutete. „Marie muß augenblicklich hin und fragen, wie es Herrn Krieg geht!“

Als Marie bei Messior Kriegs Angehörte, dunkelte es schon und Frau Betha lag in ihrem Armstuhle am Fenster und war sehr bekümmert, auch in Sorge um Artur, weil er nicht kam. Am Ende war er allein zu Goldmanns gegangen? Das wäre aber schlecht von ihm.

Da kam Marie herein. „Eine Empfehlung von Herrn und Frau Regierungsrat Goldmann und sie lassen anfragen, wie es dem Herrn Messior ginge“, richtete sie aus.

Frau Betha fühlte, daß ihr alles Blut zum Herzen frömte. „Wie?“

Um Himmels willen, ob denn die gnädige Frau noch gar nichts wüßte? Von dem Unglück? Doch man den Herrn Messior ins Krankenhaus geföhrt hat?

Darauf hörte man einen dumpfen Knall.

„Weil die kleine Frau Betha tatsächlich ohnmächtig wurde.“

„Aber durch Mariens Geschrei, das von Anna ausgiebig unterstützt wurde, kam sie endlich wieder zu sich.“

„Und nun setze ich, daß Frau Betha eine wadere kleine Frau war. Sie fuhr gleich mit der nächstbesten Autodroschke in das Krankenhaus.“

„Ist mein Mann da?“

„Frau Betha lag mehr, als sie ging. Was man hinter ihr drein ließ, hörte sie gar nicht mehr. Sie sah nur noch Zimmernummern, eine lange Reihe von Nummern, eine Tür um die andere, Nummer 8, 7, 6. . .“

„Wie sie vor der Tür stand, zitterten ihr die Knie und sie atmete schwer.“

Dann öffnete sie und sah, daß Artur an einem Schreibtisch lag und häftig Notizen auf einige Zettel schrieb.

„Artur!“

„Betha!“

Dann lagen sie sich in den Armen.

Nachher aber kam dieselbe Frage gleichgültig von ihren Lippen: „Was ist passiert?“

„Das mußst du doch wissen, Betha!“

„Rein, du, Artur! . . . Warum hat man dich ins Krankenhaus geföhrt?“

„Weil ich glaubte, du seiest hier. . . Anna hat mich telephoniert, es ist ein Unglück passiert! So sag' doch! Du bist ja in Todesangst.“

„Aber Anna hat doch alles telephoniert?“

„Nichts! . . . Ein Unglück ist passiert. . . Du habest über die Straße gemerkt, da sei ein Auto um den Handstein des Trottoirs gekommen. . . Das ist alles! Dann wurde die Verbindung aufgehoben.“

„Und hat mich nun oben bis unten mit Strafenfest besprüht, so daß ich mich in Regnets Restaurant kückten und erst umfiedeln mußte, um nur wieder nach Hause zu kommen! Das ist alles!“

„Himmel! Donnerwetter!“

Preis-Rätsel.

Magisches Buchstaben-Quadrat.

a	a	b	b	b	o
o	e	e	e	e	e
o	m	m	l	l	l
o	p	r	r	r	r
a	b	t	t	t	t

Die Buchstaben oberstehenden Quadrats sind je zu erörtern, daß die magischen Reihen ebenmäßig wie die jenseitigen lauten. Es bedeutet Reihe:

1. einen Philologen,
2. ein Organ des Adlers,
3. eine amerikanische Stadt,
4. einen Vorkämpfer der Donau,
5. einen Jüngling aus der griechischen Mythologie.

Auflösung des Kriegasträufels aus Nr. 14

1	L	E	M	B	E	R	G	2
	M		U		E			
	D		R		I			
	E		E		M			
	N		N		S			
	4		6		8			

Richtige Lösungen sandten rechtzeitig ein:

Aus Halle: Paul Müller, Werner Dömitz, Günter Bode, M. Priego, Minna Kießer, Johanna Klaus, Gertraud Kresmann, Sophie Levin, Ditmar Schmidt, Guitan Krüger, Gerhard und Charlotte Bonmel, P. Reichel, Emil Richter, Erich Grabmeyer, Käte Weber, Alfred Bickertoth, Franz Belier, Charlotte Hummel, Emil Schönher, Kurt und Walter Hartwig, W. Richter, Frau C. Koepte, Johannes Kuff, Schumann, Werner Kirchner, Adolf Döhl, Erich Mühlhagen, Emmy Semmler, Gretchen Werner, Charlotte Jahn, Erich Ullrich, Johanna Krausewiti, Lotte Wandel, Helene Holzhausen, Gehele, K. Müller, Erwin Vuelich, Toni Koss, Erich und Marianne Schindt, Nicolaus, D. und S. Schade, Helene Müller, Annalie Beigt, Gertraud Beigt, Lotte Ender, Charlotte Beauoi, M. Rüd, Gerh. Madenroth, Helmut Friedrich, Guitan Grundke, Willy Crain, Walter Ginzrich, P. Meusel, M. Reischtauch, Charlotte und Maria Große, Elisabeth Lewin, Elisabeth und Rudolf Bömel, Dora Stahl, Toni Bittner, Gerhard Rosenbaum, Käte Breitter, Erich und Kurt Vinte, Edmund Zuchold, M. Jensch, Grete Krüger, P. Schlicht.

Auswärtige: A. Leopold-Schäfers, Alma Kersten-Oberkölling, E. Heide-Raumburg, Ella Grünwald-Röin, M. Weper-Dresden, Charlotte Witten-Flörens, Dot. Stegmann-Salzungen, Hann Berger-Jech, M. Schiffmann-Silmsdorf, P. Krause-Salzungen, Charlotte Schöning-Salzungen, Paul Goeßle-Gros-Friedrich-Grube-Naunhe.

Wenigen aus voriger Nummer gingen noch ein aus Halle: Eleobeth und Doris Sichte, Charlotte Vollrats, Helene Müller, P. Ullrich, G. Madenroth, Erich Mühlhagen, P. Schlicht, Edmund Zuchold, Werner Kirsten, Toni Koss, Wilhelm Schöcker.

Auswärtige: Otto Martiny-Dölan, Paul Goeßle-Friedrichs-tubor, C. Hoffmann-Sangerhausen, Ostaf Stegmann-Salzungen.

Briefe erhielten: Paul Müller hier, und zwar: „Gottlieb Heibach“, Roman von Hans Kubler Alroeger, und A. Leopold-Schäfers, und zwar „Walter Rotten“ von Ewald Mördke.

Rätselösungen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis päteigsten Donnerstag mittags in unserer Hauswirtschaftsstelle abgegeben sein. Die Ausloster „Rätselösungen“ tragen und mit genauer Adresse versehen sein.